

In exteriori homine contractus.

Körperdefizienz und Autorschaft – ein Paradigma in der mittelalterlichen Klosterkultur des Bodenseeraums?

Felix Heinzer

„Hermann [...] war in seinem äußeren Menschen seit frühester Kindheit durch eine lähmungsartige Krankheit an allen Gliedern in einer Art Haltlosigkeit zusammengekrampft (*contractus*), im inneren Menschen jedoch aufgrund seiner Genialität mehr als alle anderen Männer seiner Zeit in wundersamer Weise geweitet (*dilatatus*).“

So beginnt Hermanns Kurzbiographie, die der Reichenauer Mönch Berthold der zweiten Fassung seiner Weltchronik voranstellt, um sich durch diesen Auftakt als Fortsetzer Hermanns zu präsentieren¹.

Das laborierte Spiel mit Oppositionen springt sofort ins Auge, und es prägt die syntaktische Konstruktion gleich dreifach: Die erste Opposition betrifft *exterior* und *interior homo*. Die platonisch grundierte Metapher vom äußeren und inneren Menschen geht auf Paulus zurück², der diesen Gegensatz verwendet, um die geistgewirkte Dynamik spiritueller Erneuerung und Stärkung der körperlich hilfälligen und vergänglichen menschlichen Natur zu beschreiben. Grundlegende Referenzstelle ist 2 Kor. 4,16 („Daher werden wir nicht schwächer, sondern auch wenn unser äußerer Mensch aufgerieben wird, so wird doch der innere Tag für Tag erneuert“)³. Dazu kommen Röm. 7,22 und Eph. 3,16⁴. Die eigentliche Stoßrichtung ist bei Paulus freilich weder eine platte Leibfeindlichkeit noch ein grober Leib-See-

¹ *Herimannus [...] ab ineunte aetate in exteriori homine passione paralytica omnibus membris dissolutorie contractus, in interiori autem ingenii vena pre cunctis sui seculi viris mirabiliter dilatatus [...]*. Berthold von Reichenau, *Chronicon* (Zweite Fassung), in: *Die Chroniken Bertholds von Reichenau und Bernolds von Konstanz 1054–1100*, hg. von Ian S. ROBINSON (MGH *Scriptores rerum Germanicarum, Nova Series*, Bd. 14), Hannover 2003, S. 161–381, S. 163. Vgl. auch Berthold von der Reichenau, *Vita Herimanni, Lat. u. dt.*, übers. von Walter BERSCHIN, in: *DERS./Martin HELLMANN, Hermann der Lahme. Gelehrter und Dichter (1013–1054)* (Reichenauer Texte und Bilder, Bd. 11), Heidelberg ²2005, S. 6–13, hier S. 6 f. (meine hier vorgelegte Übersetzung auf der Ebene der sprachlichen Nuancierung teilweise abweichend). – Zusammenfassend zu Leben und Werk Hermanns: Franz Josef SCHMALE, *Art. Hermann von Reichenau*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 3, Berlin/New York ²1981, Sp. 1082–1090.

² Theo K. HECKEL, *Der innere Mensch. Die paulinische Verarbeitung eines platonischen Motivs* (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe, Bd. 53), Tübingen 1993.

³ *Propter quod non deficimus sed licet is qui foris est noster homo corrumpitur tamen is qui intus est renovatur de die in diem*, dazu HECKEL (wie Anm. 2) S. 89–147.

⁴ *Ebd.*, S. 148–210 (zum Römerbrief) und S. 213–217 (zum in der modernen Forschung weitgehend als pseudoepigraph eingestuften Epheserbrief).

le-Dualismus; er unterscheidet zwar sehr wohl zwischen menschlicher Vernunft (νοῦς) und dem Leib (σῶμα), der Vorrang der mit der Rede vom „inneren Menschen“ assoziierten Vernunft liegt aber gerade nicht in einer Verherrlichung derselben als autonomes Prinzip, sondern in der Nobilitierung als „Ort des ankommenden ‚Geistes‘ (πνεῦμα)“⁵. Paulus scheint also das platonische Motiv des inneren Menschen als Metapher für den denkfähig-vernünftigen Teil des Menschen⁶ im Sinne eines Einwohnungskonzepts zu transformieren und seine Rolle „durch einen ‚Christus in uns‘ ersetzen zu wollen“⁷.

Doch zurück zu Berthold. Dieser koppelt die Grunddifferenz von äußerem und innerem Menschen mit einer zweiten Opposition: der Kontrastierung von spastischer Kontraktion des Körpers und raumgreifender Weitung des Geistes: *in exteriori homine [...] contractus, in interiori autem [...] mirabiliter dilatatus*. Mit der Benennung der Motoren dieser Dynamik, nämlich der als *passio paralytica* charakterisierten Krankheit einerseits und der *vena ingenii* andererseits, kommt dann auch noch ein drittes Gegensatzpaar ins Spiel. Dessen zweites Glied, die Junktur *ingenii vena* also, geht, wie Robinson nachweisen kann, auf Horaz und – noch direkter – auf Quintilian zurück⁸. Berthold knüpft hier also nicht unmittelbar an das paulinische Bild an, sondern bringt mit diesem Hinweis auf die „intellektuelle Ader“ antik-pagane Vorstellungen geistiger Größe ins Spiel. Ein Blick in die Datenbank ‚Library of Latin Texts‘⁹ zeigt im Übrigen, dass Berthold im Blick auf das 11. und stärker noch auf das 12. Jahrhundert nicht allein steht mit diesem Rückgriff. Besonders bemerkenswert erscheint aber ein Beleg aus der um die Mitte des 6. Jahrhunderts entstandenen, dem Dichter Arator zugeschriebenen, im Mittelalter breit rezipierten Versifizierung der Apostelgeschichte („*Historia apostolica*“)¹⁰, denn hier wird – wenn auch im Sinne einer klaren Scheidung! – eine Verbindung zwischen *ingenium* und pneumatologischer Inspiration hergestellt: Die Verse 124–127, in denen der spätantike Autor Quintilians Formulierung aufnimmt, stehen nämlich im Kontext der Narration des Pfingstwunders und beharren mit insistierender Entschiedenheit auf der unüberbrückbaren Differenz zwischen dem vom göttlichen Geist gewährten Zugang zu Sprache und Wissen gegenüber der dem

⁵ Ebd., S. 146.

⁶ Näheres dazu ebd., S. 11–26.

⁷ Ebd., S. 145.

⁸ Berthold von Reichenau, *Chronicon* (wie Anm. 1) S. 163 Anm. 5.

⁹ Vgl. <http://clt.brepolis.net/lfta/pages/Results.aspx?qry=ce1c5d3d-c06d-4a40-ad81-de91eec50b12&per=0>, Zugriff am 18.2.2015.

¹⁰ Zur mittelalterlichen Nachwirkung vgl. Tino LICHT, *Aratoris fortuna. Aufgang und Überlieferung der Historia apostolica*, in: *Quaerite faciem eius semper. Studien zu den geistesgeschichtlichen Beziehungen zwischen Antike und Christentum als Dankesgabe für Albrecht Dihle aus dem Heidelberger «Kirchenväterkolloquium»*, hg. von Andrea JÖRDENS/Hans-Armin GÄRTNER/Herwig GÖRGEMANNS/Adolf M. RITTER (Schriftenreihe Studien zur Kirchengeschichte, Bd. 8), Hamburg 2008, S. 163–179.

Menschen seiner Natur nach gegebenen *littera* und *loquela*¹¹. Ob Berthold tatsächlich von Arator angeregt wurde, dessen Dichtung auf der Reichenau im Übrigen bekannt gewesen zu sein scheint¹², bleibt eine spekulative Frage, und für die Geltung dieses Eingangsakkordes, mit dem Berthold das Spannungsfeld von physischer Defizienz und spiritueller Potenz als konstitutiv für die Person Hermanns, insbesondere aber für seinen Status als Urheber von Texten, als Autor also, bestimmt, ist sie ohnehin nicht relevant.

*

Nun ist eine Thematisierung eines physischen Gebrechens in einem solchen Zusammenhang in Hermanns kulturellem Umfeld kein Einzelfall. Eine entsprechende Namensergänzung ist gerade im Kontext der beiden eng aufeinander bezogenen Bodenseebiteilen Reichenau und St. Gallen für Autoren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters gleich mehrfach zu beobachten: Für das Inselkloster gilt dies neben Hermann für Walahfrid Strabo, für St. Gallen noch prominenter für Notker I. Balbulus. Um es gleich energisch zu unterstreichen: Wie Antje Wittstock, die in einem rezenten Aufsatz diesen Zusammenhängen nachgegangen ist, interessieren auch mich hier nicht „medizinische Fallgeschichten“, also die aus der Beschreibung des körperlichen Zustands in den Quellen möglicherweise ableitbaren medizinischen Diagnosen, die für Hermann wie für Notker im Übrigen mehrfach gestellt wurden, sondern vielmehr die Frage, wie diese explizite Thematisierung körperlicher Handicaps „für die Entstehung von Texten produktiv gemacht werden kann“¹³. Genauer noch geht es mir um Überlegungen darüber, ob sich in dieser bemerkenswerten Folge stigmatisierender Benennungen möglicherweise ein bestimmtes Autorschaftskonzept artikulieren könnte, das im Milieu der beiden großen Bodenseeklöster über längere Zeit hinweg so etwas wie eine paradigmatische Funktion hatte.

Ich beginne mit dem um 808/9 im schwäbisch-alemannischen Raum geborenen Walahfrid¹⁴. Schon in jugendlichem Alter, etwa um 820, kommt er auf die Reichenau. Als nicht einmal Zwanzigjährigen schicken ihn seine Vorgesetzten als Hochbegabten in die von Hrabanus Maurus geleitete Abtei Fulda, deren Schule zu den

¹¹ [...] *non littera gessit / Officium, non ingenii stillavit ab aure / Vena nec egregias signavit cera loquelas / Sola fuit doctrina fides opulentaque Verbi / Materies caeleste datum nova vocis origo*. Arator, *Historia Apostolica*, ed. Arpád P. ORBÁN (Corpus Christianorum. Series Latina, Bd. 130), Turnhout 2006, S. 232.

¹² LICHT (wie Anm. 10) S. 169.

¹³ Antje WITTSTOCK, 'Die „zwei Körper“ von Hermann dem Lahmen und Notker dem Stammler', in: *Text-Körper. Anfänge, Spuren, Überschreitungen*, hg. von Lydia BAUER/DERS. (Literaturwissenschaft, Bd. 40), Berlin 2014, S. 131–152, hier S. 132.

¹⁴ Vgl. Karl LANGOSCH (†)/Benedikt KONRAD VOLLMANN, Art. Walahfrid Strabo OSB, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 10, Berlin/New York 21999, Sp. 584–603.

renommiertesten Bildungseinrichtungen der Karolingerzeit gehörte. Zwei sehr persönlich geprägte Gedichte Walahfrids sind aus dieser Zeit überliefert, deren besonderer Ton aufhorchen lässt: das wundervolle Freundschaftsgedicht *Cum splendor lunae*, das mit dem genialen Einfall spielt, den Mondschein als verbindende Brücke zwischen dem lyrischen Ich und dessen physisch fernem Freund ins Spiel zu bringen¹⁵, und das berühmte ‚Metrum saphicum‘ (*Musa nostrum plange soror dolorem*), in dem Walahfrid die Erfahrung von Unbehaglichkeit, Kälte und Einsamkeit thematisiert, die zum Auslöser sehnsuchtsvoller „Fernliebe“ an das heimatische Kloster wird¹⁶. Als Walahfrid kurz danach von Kaiser Ludwig dem Frommen als Prinzenzieher an dessen Aachener Hof berufen wird, führt er sich ein mit einem panegyrischen Gedicht über das Standbild des Gotenkönigs Theoderich in Aachen, die ‚Versus de imagine Tetrici‘¹⁷. Am Ende des tiefsinigen Textes, der panegyrische Haltung mit allegorisch verbrämter Kritik in virtuoser Synthese verbindet¹⁸, steht eine sphragisartige, aus drei Distichen bestehende Subscriptio, in der Walahfrid selbst seinen auf das Schielen bezogenen Beinamen thematisiert, und zwar erneut in einem sehr persönlichen und eigenwilligen Ton, der aufhorchen lässt:

¹⁵ Walahfrid Strabo, Carmina, in: Poetae Latini Aevi Carolini, Bd. 2, hg. von Ernst DÜMMERLER (MGH Poetae Latini Medii Aevi, Bd. 2), Berlin 1884, S. 259–423, hier S. 403. Vgl. Alf ÖNNERFORS, Philologisches zu Walahfrid Strabo, in: Mittellateinisches Jahrbuch 7 (1972) S. 41–92, bes. S. 87–92; Walter BERSCHIN, Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter – Modell einer lateinischen Literaturlandschaft, Wiesbaden 1987, S. 32.

¹⁶ Walahfrid Strabo, Carmina (wie Anm. 15) S. 412f. Vgl. BERSCHIN, Eremus (wie Anm. 15) S. 31; Ludwig BERNAYS, Formale Aspekte karolingischer Lyrik des Klosters Reichenau, in: Mittellateinisches Jahrbuch 32 (1997) S. 11–27, bes. S. 11–14 und 20–23; LANGOSCH (†)/VOLLMANN (wie Anm. 14) Sp. 598; Walter BERSCHIN, Über Walahfrid Strabo und sein Metrum Saphicum, in: Bruno EPPLE, Walahfrid Strabos Lob der Reichenau auf alemannisch, Friedrichshafen 2000, S. 23–54. – Zur Fernliebe als poetologischem Konzept vgl. Franz Josef WORSTBROCK, Allgemeines und Besonderes zur Geschichte einer literarischen Konstanten, in: Projektion – Reflexion – Ferne, hg. von Sonja GLAUCH/Susanne KÖBELE/Uta STÖRMER-CAYSA, Berlin 2011, S. 137–160, sowie Ulrich WYSS, Amour de loin, in: ebd., S. 161–172.

¹⁷ Walahfrid Strabo, Carmina (wie Anm. 15) S. 370–378. Vgl. LANGOSCH (†)/VOLLMANN (wie Anm. 14) Sp. 596f.

¹⁸ Der damit verbundene Grad an hermeneutischer Herausforderung widerspiegelt sich in einer eindrucksvollen Phalanx entsprechender Sekundärliteratur. Zu nennen sind (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) Helene HOHMEYER, Zu Walahfrid Strabos Gedicht über das Aachener Theoderich-Denkmal, in: Studi Medievali 3^a ser. 12 (1971) S. 899–913; Michael W. HERREN, Walahfrid Strabo's De Imagine Tetrici. An Interpretation, in: Latin Culture and Mediaeval Germanic Europe, hg. von Richard NORTH/Tette HOFSTRA, Groningen 1992, S. 25–41; Kurt SMOLAK, Bescheidene Panegyrik und diskrete Werbung: Walahfrid Strabos Gedicht über das Standbild Theoderichs in Aachen, in: Karl der Große und das Erbe der Kulturen, hg. von Franz-Reiner ERKENS, Berlin 2001, S. 89–110; Verena EPP, 499–799. Von Theoderich dem Großen zu Karl dem Großen, in: Am Vorabend der Kaiserkrönung, hg. von Peter GODMANN u. a., Berlin 2002, S. 219–230; Thomas RAFF, Anleitung zu einer Ikonologie der Werkstoffe, Münster 2008, S. 161–166.

*Edidit haec Strabus, parvissima portio fratrum
 Augia quos vestris insula alit precibus
 Strabonem quamquam dicendum regula clamet
 Strabum me ipse volo dicere, Strabus ero
 Quod factor vitiauit opus, si dicere fas est
 Hoc vitiato edam nomine, parce deus¹⁹.*

Dass der Autor sich gerade an so exponierter Stelle – am Schluss dessen, was man seine „Antrittsvorlesung“ bei Hofe nennen könnte – als durch Behinderung gezeichneten Menschen präsentiert, ist bemerkenswert, ja fast schon irritierend. Zwar stößt man im ersten Vers mit der Rede von der *parvissima portio fratrum* auf einen eher unverfänglichen Bescheidenheitstopos, doch entpuppt sich dieser als ganz gezielte Referenz auf keinen geringeren als Walahfrids Lehrer Hrabanus Maurus, d. h. als versteckte Selbstempfehlung, zugleich aber, wie der genaue Blick auf den Subtext zeigt, auch als Verweis auf die Winzigkeit des Menschen im Kosmos: *Ast quoque nos homines in rebus portio parva*²⁰. Das folgende Distichon spitzt dann diesen Verweis auf den prekären Status der ‚conditio humana‘ in personalisierender Fokussierung zu, indem es das Handicap des Autors, das Schielen eben, ungeschminkt anspricht. Dabei spielt Walahfrid hier in raffinierter Weise mit sprachlichen Normverletzungen: Der Beinamen erscheint im ersten Vers dieses Kolophons in adjektivischer Form: *strabus* – ein gezielter grammatischer Regelverstoß, der in Vers 3 thematisiert wird: Obwohl die substantivische Form, *strabo* also, verlangt wäre, will der Dichter sich bewusst *strabus* nennen und immer ein solcher bleiben: *Strabum me ipse volo dicere, Strabus ero*. Was wie eine Spielerei anmuten könnte, enthüllt im letzten Distichon dann seine eigentliche Stoßrichtung: Sprachliche Devianz wird eingesetzt, um körperliche Anomalie zurückzuspiegeln²¹: „Das Produkt, das der Schöpfer verpfuscht hat (*quod factor vitiauit opus*), wenn man so sagen darf (*si dicere fas est*), benenne ich mit diesem verpfuschten Namen – Gott sei mir gnädig!“ Der sarkastische Impetus des Dichters droht hier in Zynismus zu kippen, so dass gleich zwei Sicherungen in Stellung gebracht werden müssen: die nach der Anklage des Schöpfers eingeschobene Klausel *si dicere* und ganz zum Ende die Schlussformel *parce deus*, die nicht der Selbstironie, sondern der religiösen Bindung das letzte Wort zuweist.

Unter den auffallend zahlreichen Belegen für eine Selbstnennung Walahfrids mit seinem Beinamen²² überwiegt zwar *Strabo*, doch findet sich auch immer wieder die im Theoderich-Gedicht als Normabweichung thematisierte Form *Strabus*. Das gilt

¹⁹ Walahfrid Strabo, Carmina (wie Anm. 15) S. 378.

²⁰ Hrabanus Maurus, In honorem sanctae Crucis I B 23, V. 32, ed. Michel PERRIN (Corpus Christianorum. Continuatio Medievalis, Bd. 100), Turnhout 1997, S. 180.

²¹ SMOLAK (wie Anm. 18) S. 90 vermutet übrigens auch im Falle der Superlativform *parvissima* (statt *minima*) in der ersten Zeile dieser Schlusschrift bereits eine absichtliche Regelwidrigkeit.

²² Den besten Überblick hierzu ermöglicht der entsprechende Registereintrag bei Walahfrid Strabo, Carmina (wie Anm. 15) S. 713.

für mehrere seiner zahlreichen Briefgedichte²³. Wenn unter den Adressaten der in dieser Form signierten Versepisteln auch Persönlichkeiten wie die Kaiserin Judith²⁴, der spanische Kleriker und spätere Bischof von Troyes Prudentius alias Galindo (den der Dichter als seinen Lehrer bezeichnet)²⁵ oder Abt Sigimar von Murbach auftauchen²⁶, so verweisen diese Namen auf den kaiserlichen Hof. Die Namensversion *Strabus* begegnet allerdings bereits in der Versifizierung der ‚Visio Wettini‘, Walhafriids Erstlingswerk²⁷, die Form als solche ist also nicht erst seit der Aachener Zeit belegt. Wohl aber darf man in der pointierten Form des expliziten Spiels mit dem körperlichen Handicap, wie es die Subscriptio des Gedichts über das Theoderich-Standbild vorführt, vielleicht doch ein Echo jener höfischen ‚Urbanitas‘ sehen, zu dessen Wertvorstellungen „Geistreichum und feiner Witz“ als wichtiges Element unabdingbar hinzugehören²⁸. Welch hoher Stellenwert – gerade im Spiel mit Namen – dem Moment der Ironie und des Spottes am karolingischen Hof zukam, ist bekannt: idealtypisch dafür steht, wenn auch für das Umfeld Karls des Großen und dem Kreis seiner *academici*, eine Generation vor Walahfrid also, Theodulfs von Orléans parodistisches carmen 25²⁹. Wie sehr ‚De imagine Tetrici‘ in dieser Tradition steht, zeigt insbesondere der letzte Teil des Gedichts mit den Charakterisierungen besonders prominenter, unter ihren Übernamen vorgestellten Figuren der Hofgesellschaft wie Hilduin, Einhart und Grimald³⁰, und hier blitzt durchaus etwas von Theodulfs Spottlust auf, wenn in den Versen 225–226 der

²³ Ebd., S. 359, 361, 385. Vgl. LANGOSCH (†)/VOLLMANN (wie Anm. 14) Sp. 598.

²⁴ Ebd., S. 379 (XXIIa, Begleitgedicht zu *De imagine Tetrici*).

²⁵ Ebd., S. 403 f. (Vers 3 mit dem bemerkenswerten Auswahlangebot *Strabo [...] vel Strabus!*). Zur Karriere von Galindo/Prudentius, seiner Zugehörigkeit zur Hofkapelle unter Ludwig dem Frommen und Judith sowie seinem Verhältnis zu Walahfrid vgl. Dieter SCHALLER, Geraldus und St. Gallen. Zum Widmungsgedicht des ‚Waltharius‘, in: *Mittel-lateinisches Jahrbuch* 2 (1965) S. 74–84, hier S. 79 f. (erneut abgedruckt in: Dieter SCHALLER, *Studien zur lateinischen Dichtung des Frühmittelalters*, Stuttgart 1995, S. 47–57, hier S. 52 f.) sowie Isabelle CRÉTÉ-PROTIN, *Eglise et vie chrétienne dans le diocèse de Troyes du IV^e au IX^e siècle*, Villeneuve d’Asq 2002, S. 287–292.

²⁶ Walahfrid Strabo, *Carmina* (wie Anm. 15) S. 359. Zu Sigimar vgl. den Hinweis von LANGOSCH (†)/VOLLMANN (wie Anm. 14) Sp. 585.

²⁷ Walahfrid Strabo, *Carmina* (wie Anm. 15) S. 303 (Schluss der Widmungsepistel an Grimald). Vgl. LANGOSCH (†)/VOLLMANN (wie Anm. 14) Sp. 594 f.

²⁸ Dazu Thomas ZOTZ, *Urbanitas in der Kultur des westlichen Mittelalters. Eine höfische Wertvorstellung im Umfeld von *elegantia morum* und *elegantia corporis**, in: *Frühmittelalterliche Studien* 45 (2011) S. 295–308, hier S. 296.

²⁹ Vgl. Theodulf von Orléans, *Carmina*, in: *Poetae Latini Aevi Carolini*, Bd. 1, hg. von Ernst DÜMMLER (MGH *Poetae Latini Medii Aevi*, Bd. 1), Berlin 1881, S. 437–569, hier S. 483–489. Dazu Dieter SCHALLER, *Vortrags- und Zirkulardichtung am Hof Karls des Großen*, in: *Mittel-lateinisches Jahrbuch* 6 (1970) S. 17–36 (erneut abgedruckt in: SCHALLER, *Studien* [wie Anm. 25] S. 87–109, bes. S. 90–102). Zum Umgang mit diesem Stilmittel in der karolingischen Hofkultur vgl. Marry GARRISON, *The Social World of Alcuin. Nicknames at York and the Carolingian Court*, in: *Alcuin of York. Scholar at the Carolingian Court*, hg. von Luuk A. J. R. HOUWEN/Alasdair A. MACDONALD (*Mediaevalia Groningiana*, Bd. 22), Groningen 1998, S. 59–79.

³⁰ Walahfrid Strabo, *Carmina* (wie Anm. 15) S. 376 f.

kurzgewachsene Einhard, den schon Theodulf in den Versen 155–160 seines Gedichts aufs Korn genommen hatte³¹, als *brevis homullus* apostrophiert wird. Dass Walahfrid aber auch betont, dass aus diesem kleinen Körper große Geistesgaben heraus leuchten³², und dies sogar mit einer biblischen Anspielung (I Cor 1,27: *infirmus mundi elegit deus ut confundat fortia*) verstärkt, lässt freilich aufhorchen. Vergleichbares findet sich schon im Gedicht Theodulfs, denn dieser begnügt sich nicht mit dem witzigen Vergleich des wuselnden Einhard mit einer Ameise (*formica*, V. 156), sondern schiebt unmittelbar – wie Dümmler schon gesehen hat, indem er seinerseits ein Epigramm Alcuins auf den hier wie dort als *Nardulus*³³ apostrophierten Einhard aufnimmt³⁴ – die Metapher der kleinen, von einem großen Gast bewohnten Behausung nach, um der inneren Größe des Kleingewachsenen ernstgemeinten Tribut zu zollen (V. 157: *Cuius parva domus habitatur ab hospite magno / Res magna et parvi pectoris antra colit*). Zugleich erscheint Walahfrids Einhard-Stelle, zumal mit ihrer biblischen Fundierung, ein Stück weit wie eine Vorwegnahme von Bertholds Charakterisierung Hermanns im Spiel mit dem Gegensatz von physischer Defizienz und intellektueller Größe. Hier werden wichtige Zusammenhänge und Traditionslinien sichtbar. Bemerkenswert bleibt freilich, dass Walahfrid im Gegensatz zu Theodulf das Mittel der Ironisierung auch im Blick auf die eigene Person zum Einsatz bringt.

Auch bei Notker finden sich Ansätze zu solcher Selbststilisierung. Ernst Tresp hat jüngst im Anschluss an Wolfram von den Steinen und Johannes Duft die einschlägigen Stellen aus dem Œuvre des 912 verstorbenen St. Galler Mönchs zusammengetragen³⁵. Dazu gehört – als sein letztes eigenhändiges Schriftzeugnis – eine Urkunde von 909, die er unterzeichnet mit der Formulierung *ego Notkerus infans et sancti Galli famulus*. Das ist, wie Tresp deutlich macht, nicht einfach ein Bescheidenheitstopos oder gar eine Anspielung auf senile „Verkündung“, sondern vielmehr eine Anspielung auf die erste Bedeutung des lateinischen Wortes *infans*

³¹ Theodulf von Orléans, Carmina (wie Anm. 29) S. 487.

³² V. 223 f.: [...] *sic denique summus / Ipse legens infirma deus sic fortia temnit* („so also verachtet der höchste Gott, indem er Schwaches wählt, das Starke“), Walahfrid Strabo, Carmina (wie Anm. 15) S. 377 mit Anm. 3.

³³ Zu dieser Form vgl. GARRISON (wie Anm. 29) S. 61; generell zum Spiel mit Diminutiven ebd., S. 64 f.

³⁴ Alcuin, Carmen XXX 2, vgl. Alcuin, Carmina, in: Poetae Latini (wie Anm. 29) S. 160–351, hier S. 248. Der intertextuelle Bezug lässt sich nicht nur an semantischen Entsprechungen, sondern auch an lexikalischen Bezügen festmachen, die freilich kontrastimitorisch funktionieren: Alcuins *parvus habitator* (V. 1) wird bei Theodulf zum *hospes magnus* (V. 157), während die Formulierung *Parva quidem res* des Subtextes (V. 5, für die den Körper in seinen Aktivitäten steuernde Pupille) im Hypertext mit der Rede von der *res magna* (V. 158, für die den kleinen Körper bewohnende Seele) beantwortet wird.

³⁵ Ernst TRESP, Menschliche Größe und Schwäche bei Notker Balbulus, in: Liebe und Zorn. Zu Literatur und Buchkultur in St. Gallen, hg. von Andreas HÄRTER (Buchwissenschaftliche Beiträge, Bd. 77), Wiesbaden 2009, S. 15–40. – Vgl. auch Wittstock (wie Anm. 13) S. 137–146.

im Sinne von ‚nicht sprechend‘, ‚lallend‘³⁶. Entsprechend finden sich denn in mehreren Texten Notkers auch Belege für eine Verwendung des Selbstattributes *balbus* oder *balbulus*. Die Vorliebe für hypokoristische Konstruktionen (mittels Anfügung des Diminutivsuffixes *-ulus*), die freundschaftliche Nähe und Intimität (*familiaritas*) suggerieren sollen, scheint Notker mit Alkuin und anderen Literaten aus dessen Umfeld zu teilen³⁷. Neben dem Beinamen selbst ist hier auch das mehrfach verwendete Adjektiv *edentulus* als Hinweis auf die Problematik fehlender, vermutlich früh ausgefallener Zähne zu nennen: Ein Stammer sei er, „halb zahnlos und deshalb mit der Zunge anstoßend oder, um es treffender zu sagen, ein halber Stotterer“, schreibt Notker etwa im Brief über die Tonsur an Waldo und den späteren Konstanzer Bischof Salomo (*balbus edentulus et ideo blesus vel ut serius dicam semilaterator*) und apostrophiert im Gegenzug die Adressaten als „Harthörige“ (*surdastri*)³⁸. In der ‚Vita s. Galli‘ wird *edentulus* sogar mit zwei weiteren diminutivischen Selbstbezeichnungen kombiniert: *caeculus* und *tremulus*³⁹. Natürlich ist dies eine Stilisierung, und damit ein elaboriertes Spiel, steht aber, wie Hans F. Haeffele überzeugend gezeigt hat, mit anderen Stellen in Notkers Œuvre im Dienst poetologischer Verdeutlichung einer konsequent durchgehaltenen Selbstbeschreibung, die in die Tiefe des eigenen Bewusstseins als Autor zielt, indem sie „offenkundig ein körperliches Unvermögen, im Stillen und Tieferen jedoch die Ohnmacht des Geistes beklagt“⁴⁰. Besonders gewichtig erscheinen dabei zwei Stellen mit besonderem literarischem Anspruch: der Schluss des auf Wunsch seines 883 zum Bischof von Metz erhobenen Mitbruders Ruodbreht verfassten hymnenartigen ‚Metrum de sancto Stephano‘ und die Beschreibung des Aufmarsches des kaiserlichen Heeres im Krieg gegen die Langobarden im zweiten Buch der ‚Gesta Karoli magni‘.

³⁶ TREMP (wie Anm. 35).

³⁷ S. oben S. 49 (*Nardulus*). Dazu schon Bernhard BISCHOFF, Gottschalks Lied für den Reichenauer Freund, in: *Medium Aevum Vivum. Festschrift für Walther Bulst*, hg. von Hans Robert JAUSS/Dieter SCHALLER, Heidelberg 1960, S. 61–68, hier S. 68; grundsätzlich jetzt GARRISON (wie Anm. 29) S. 62–65. – Im Prolog zum ‚Liber Hymnorum‘ fehlt zwar der Beiname *Balbulus*, doch auch hier baut Notker gleich mehrere auf seine eigene Person bezogene Diminutive ein: *iuvenulus* (Z. 9), *corculum* (Z. 11), dazu *cellulae* (Z. 6) für das eigene Kloster (Zeilenangaben nach Andreas HAUG, Re-Reading Notker’s Preface in: *Quomodo cantabimus canticum? Studies in Honor of Edward H. Roesner*, hg. von David B. CANNATA, Middleton 2008, S. 65–80; Edition des Textes S. 79f.).

³⁸ Das Formelbuch des Bischofs Salomo III von Konstanz aus dem neunten Jahrhundert, hg. u. erl. von Ernst DÜMMLER [Neudr. der Ausg. Leipzig 1857], Osnabrück 1964, S. 33, Z. 4f. Hier übrigens mit *adoptulus frater* in Z. 1 ein weiterer Beleg für die bereits erwähnte Vorliebe Notkers für hypokoristische Diminutive; dazu auch Wolfram von den STEINEN, Notkers des Dichters Formelbuch, in: *Zeitschrift für schweizerische Geschichte* 25 (1945) S. 449–490, hier S. 464; zum hier diskutierten Brief (Nr. XXIX) ebd., S. 470 und 481f.

³⁹ Notker, *Vita Sancti Galli*, in: *Poetae Latini Aevi Carolini*, Bd. 4, hg. von Karl STRECKER (MGH *Poetae Latini Medii Aevi*, Bd. 4), S. 1093–1108, hier S. 1101, Z. 3f.

⁴⁰ Notker der Stammer, *Taten Karls des Großen*, hg. von Hans F. HAEFELE (MGH *Scriptores rerum Germanicarum, Nova Series*, Bd. 12), Berlin 1959, S. VIII–IX.

Zunächst zum Stephanushymnus:

*Aeger et balbus, vitiisque plenus
Ore polluto Stephani triumphos
Notker indignus cecini volente
Praesule sancto*⁴¹.

Autorensignaturen dieser Art sind in liturgischen Dichtungen ausgesprochen selten, so dass diese Sphragis umso mehr Interesse beanspruchen darf. Sie erhält eine besondere Note durch die Betonung des Gegensatzes zwischen dem Ungenügen des Autors und dem sakralen Status des bischöflichen Widmungsträgers (dass der „unwürdige Notker“ für den „heiligen Bischof“ singt, also dichtet, ließe sich allerdings unter dem Stichwort traditioneller Bescheidenheitsstipik ablegen), vor allem aber durch die in der Wortwahl wie in der Konstruktion höchst elaborierte Konfrontation des eigenen Ungenügens mit der Größe des im Text verhandelten Gegenstands: Den triumphalen Sieg des heroischen Märtyrers (*Stephani triumphos*) besingt ein kranker und stammelnder Dichter, voller Fehler und mit beflecktem Mund (*aeger et balbus, vitiisque plenus, ore polluto*).

Die Stelle in den ‚Gesta Karoli‘ (II 17)⁴² ist von vergleichbarer Kontrastierung bestimmt. Der erzählte Vorgang wird mit beeindruckendem sprachlichen Aufwand⁴³ und unter Aufbietung aller Register der Rhetorik als Dialog zwischen dem Langobardenkönig Desiderius⁴⁴ und Karls ehemaligem Gefolgsmann Otkar als Ereignis von geradezu kosmischer Dimension geschildert, bevor sich der Autor selbst mit der bereits bekannten Junktur – *ego balbus et edentulus* – ins Spiel bringt: Er, der „Stotterer und Zahnlose“, habe zu beschreiben unternommen, was Otkar als Betrachter der Szene in einem einzigen, raschen Blick (*celerrimo visu*) von einem hohen Turm herab erfasst und Desiderius geschildert habe, und dies sei ihm nur unzureichend gelungen (*non ut debuī*), weil er es in ausschweifender Länge zu erzählen versucht habe (*circuito tardiore diutius explicare temptavi*)⁴⁵. Erneut der Gegensatz also zwischen dem überwältigenden Sujet und dem Ungenügen des Autors: „Der Chronist verneigt sich vor seinem Gegenstand und fürchtet, diesem nicht gerecht zu werden“, so Antje Wittstock, die in diesem Kunstgriff ein Mittel sieht, „mit dem Notker nicht nur die Dramatik und Anschaulichkeit der Szene

⁴¹ *Analecta Hymnica Medii Aevi*, Bd. 51, hg. von Clemens BLUME, Leipzig 1908, S. 234 (Nr. 202).

⁴² Notker der Stammler, Taten Karls des Großen (wie Anm. 40) S. 82–84.

⁴³ Unter anderem auch mit einer Reihe klassischer (Aeneis) wie biblischer (Genesis und Exodus) Allusionen (entsprechende Nachweise im Similienapparat bei Notker der Stammler, Taten Karls des Großen [wie Anm. 40]) oder einem so großartigen und kühnen Bild wie dem des von Waffen und Rüstungen ausgehenden Lichtglanzes, der düsterer ist als alle Nacht (*ex armorum splendore dies omni nocte tenebrosior*, ebd., S. 83 Z. 21).

⁴⁴ Dass dessen angstvolles, von Todesangst erfülltes Stammeln beim Anblick der Karl vorausreitenden Prälaten mit dem Verb *blaterare* beschrieben wird (ebd., S. 83 Z. 10), das unmittelbar an Notkers Selbstbezeichnung als *semiblaterator* (s. oben S. 50) erinnert, ist sicherlich kein Zufall, sondern eine bewusste lexikalische Spiegelung.

⁴⁵ Ebd., S. 84, Z. 15–18.

steigert, sondern auch seine eigene erzählerische Leistung valorisiert⁴⁶. Dem ist zwar zuzustimmen, doch ist zugleich zu betonen, dass hier mehr als nur ein „gängiger Demustopos“⁴⁷ vorliegt: Notker thematisiert hier das grundlegende Problem der nicht hintergehbaren Differenz zwischen dem unmittelbaren Affiziertsein des Augenzeugens eines historischen Geschehens und dem erzählerischen Umsetzen dieser „Augenblicklichkeit“ in das diskursive Nacheinander historiographischer Schriftlichkeit, und er tut dies, indem er einen Defekt, der bei mündlicher Rede zwar hinderlich ist, nicht aber beim Umgang mit der Feder auf dem Papier, zur Erklärung für ein Defizit auf der Ebene des Schreibens macht. Dieses Spiel mit unterschiedlichen Modi der Handhabung von Sprache ist ausgesprochen originell, ja virtuos.

Interessant ist nun freilich, dass im Falle Notkers der Hinweis auf das körperliche Handicap nicht nur als Selbststilisierung des Betroffenen begegnet, sondern auch als Ausdruck postumer Zuschreibungstradition. Damit rückt ein Aspekt in den Vordergrund, der bei Walahfrid fehlt, gerade für Hermanns Nachleben aber durchaus wichtig ist. Beobachten lässt sich dies für Notker bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts, und zwar zunächst im 33. Kapitel der ‚Casus sancti Galli‘ Ekkehards IV., das Teil einer Vorstellung der großen Lehrerpersönlichkeiten der St. Galler Schule im 9. und 10. Jahrhundert ist. Notker wird hier charakterisiert als „schmächtig an Leib, aber nicht an Seele, stammelnd mit der Stimme, aber nicht im Geist“ (*corpore non animo gracilis, voce non spiritu balbulus*)⁴⁸. In der Dichotomie *corpus* bzw. *vox* vs. *animus* bzw. *spiritus* und in der Gegenüberstellung von physischer Unzulänglichkeit und geistiger Stärke sind wir hier ganz nahe an Bertholds Charakterisierung von Hermann! Stärker noch freilich und vor allem expliziter als bei Hermann wird im Fall Notkers die innere Begabung mit der Präsenz und Wirkkraft des göttlichen Geistes in Zusammenhang gebracht. Ekkehard verknüpft nämlich im selben Zusammenhang die Dichtkunst nicht nur mit dem Lesen, sondern auch mit dem Beten, bindet die schöpferische Produktion von Text also in einen dezidiert spirituell konnotierten Kontext ein – im Beten, Lesen und Dichten sei Notker unermüdlich gewesen: *in orando, legendo, dictando creberrimus* – und fasst dann diese Laudatio in die bemerkenswerte Formulierung zusammen: „um all diese Gaben seiner Heiligkeit bündig zusammenzufassen: Er war ein Gefäß des Heiligen Geistes, dessen überfließende Fülle zu seiner Zeit von keinem anderen übertroffen wurde“ (*ut omnes sanctitatis eius in brevi complectar dotes: sancti spiritus erat vasculum, quo suo tempo habundantius nullum*)⁴⁹. Die Rede vom *vasculum sancti spiritus* (auch hier erneut und gewiss nicht zufällig eine Diminutivform

⁴⁶ WITTSTOCK (wie Anm. 13) S. 139.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ekkehard IV., St. Galler Klostergeschichten, übers. von Hans F. HAEFELE (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 10), 5., bibliogr. aktualisierte und um einen Nachtr. von Steffen PATZOLD erw. Aufl., Darmstadt 2013, S. 78.

⁴⁹ Ebd. – Ähnlich übrigens auch noch einmal in Kapitel 46 (ebd., S. 102): *De Notkero que*

also⁵⁰) erreicht durchaus hagiographische Qualität, und sie steht ja auch bezeichnenderweise unter dem Aspekt der *sanctitas*. Für Notkers Status als Urheber literarischer Texte ist das ausgesprochen bemerkenswert, klingt hier doch eine Auffassung von göttlich inspirierter Autorschaft an, die an biblische Vorstellung von prophetischer Rede, aber auch an den antik-paganen *poeta vates* als Medium göttlicher Selbstmitteilung erinnert, wie er paradigmatisch in Platos Ion (534 c-d) als ‚locus classicus‘ dieser Auffassung charakterisiert wird: „Nicht kraft eines Fachwissens [τέχνη] reden sie (die Dichter), sondern durch eine göttliche Kraft [θεῖα δυνάμει] [...]. Deshalb aber raubt der Gott ihnen den Verstand und benutzt sie als seine Diener [...], damit wir, die wir zuhören, wissen, dass nicht sie es sind, die so wertvolle Dinge sagen, denen doch der Verstand nicht mehr innewohnt, sondern Gott selbst es ist, der spricht, durch sie hindurch aber seine Stimme zu uns dringt“⁵¹.

Fast wörtlich aufgegriffen wird Ekkehards mit dem physischen Defizit spielendes Inspirationskonzept der ‚Casus‘ im vierten Kapitel einer anonymen ‚Vita Notkeri Balbuli‘ aus dem 13. Jahrhundert⁵²: *Notkerus de quo nobis sermo est, qui cognominabatur balbulus: voce quidem, sed spiritu eloquentissimus*, heißt es hier im vierten Kapitel bei der Abgrenzung des Protagonisten gegenüber seinen Namensvettern⁵³. Der Subtext ist evident: es ist Ekkehards Formulierung *voce non spiritu balbulus* (s. oben S. 52). Bemerkenswert und neu gegenüber Ekkehard ist aber dann die unmittelbare Fortsetzung, worin der unbekannte Hagiograph betont, das namensgebende Handicap des Stammelns sei dem ersten der vier Notkere nicht grundlos zugestoßen (*non casu ei evenisse putandum est*), sondern als ein Zeichen besonderer Gottesnähe zu deuten, wie das Beispiel des Mose zeige, was über eine Anspielung auf das vierte Kapitel des Exodusbuchs verdeutlicht wird: Wie Mose „unberedt“ (*ineloquens*) geworden sei, seit der Herr begonnen habe, zu ihm zu sprechen⁵⁴, so sei es auch Notker ergangen (*ita iste*), denn nach dem Empfang der Gnade des Heiligen Geistes (*accepta sancti spiritu gratia*) sei der „äußere Mensch“ sprachlos geworden, damit der innere umso deutlicher sprechen könne (*redditus est exterior homo elinguis ut interior loqueretur plane*).

reliqua sunt, audenter narrabimus, quoniam illum spiritus sancti vas electum nequaquam dubitamus!

⁵⁰ Dazu oben S. 50.

⁵¹ Plato, Ion, Griechisch-deutsch, hg. von Hellmut FLASHAR, München 1963, S. 19–21.

⁵² Überliefert in St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 556. Vgl. Elmar LECHNER, *Vita Notkeri Balbuli*. Geistesgeschichtlicher Standort und historische Kritik, St. Gallen 1972; zusammenfassend auch Karl SCHMUKI, *Klosterchronistik und Hagiographie des 11. bis 13. Jahrhunderts*, in: St. Gallen. Geschichte einer literarischen Kultur. Kloster – Stadt – Kanton – Region, hg. von Werner WUNDERLICH, Bd. 1: Darstellung, St. Gallen 1999, S. 181–205, hier S. 194–197. Zur Funktion von Ekkehards ‚Casus‘ als grundlegende Quelle der Vita vgl. LECHNER, S. 26 und 154–161.

⁵³ Zitiert nach dem Druck von Melchior GOLDAST VON HAIMINSFELD, *Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetusti*, Frankfurt a. M. 1606, *Tomus unus, pars secunda*, S. 353–383, hier S. 356 (dazu LECHNER [wie Anm. 52] S. 73–77).

⁵⁴ Ex. 4,10: *Ait Moses: obsecro Domine non sum eloquens ab heri et nudius tertius, et ex quo locutus es ad servum tuum inpeditoris et tardioris linguae sum.*

Das Spiel mit Außen und Innen erinnert unmittelbar an den Anfang von Bertholds ‚Vita Herimanni‘, doch kommt durch den biblischen Referenzbezug und das im Reden von der Gnade des Heiligen Geistes explizit formulierte Postulat einer auf göttlicher Inspiration beruhenden Autorschaft eine ganz neue Note hinzu. Die mit dieser Aufladung verbundene Steigerung der *auctoritas* wird schließlich im 16. Kapitel der Vita ganz gezielt auf Notkers dichterisches Hauptwerk übertragen. In etwas unorganischem Anschluss an Ekkehards Kapitel 66 über die bewegende Wirkung der während des Ostergottesdienstes in Ingelheim im Jahr 1030 in Anwesenheit Kaiser Konrads II. von drei Bischöfen, alles ehemalige St. Galler Klosterschüler, unter Ekkehards Leitung gesungenen Sequenz⁵⁵, wird nämlich die Entstehung von Notkers Sequenzenwerk als Ganzem auf einen direkten Inspirationsprozess durch den heiligen Geist zurückgeführt. Auch hier dient ein alttestamentliches Modell als Brücke, nämlich das Beispiel des durch Musik zu prophetischer Rede stimulierten Elisäus (Elischa)⁵⁶. In seiner Interpretation der Bibelstelle folgt der Autor der Vita offensichtlich Gregor dem Großen, wie ein Vergleich der Formulierungen deutlich macht⁵⁷. Der Lobgesang auf Gott bewege die Seele zu innerer Erkenntnis der Geheimnisse Gottes und führe sie in einer Art Selbstüberschreitung (*tota mentis alienatione*) empor zur Betrachtung der himmlischen Dinge (*ad coelestium contemplationem*), so auch bei Notker, den der Geist Gottes selbst wie ein auserwähltes Gefäß mit solcher Lehre erfüllt habe: *Tali etiam doctrina repleverat Spiritus sanctus, vas sibi electum, beatum Notkerum*⁵⁸. Das Vokabular ist uns bereits von Ekkehard her vertraut, doch wird dessen Ansatz in der Vita noch einmal in geradezu plakativer Weise zugespitzt. Dies gilt zumal im Blick auf die im Folgekapitel der Vita (Kap. 17) referierte Legende von der durch das Hören eines knarrenden Mühlrades ausgelösten Entstehung der Notkerschen Pfingstsequenz *Sancti spiritus assit nobis gratia*⁵⁹, die zwar durch ein relativierendes *fertur*

⁵⁵ Ekkehard IV., St. Galler Kloster geschichten (wie Anm. 48) S. 140–142.

⁵⁶ Vgl. Reg. IV 3,14–15: *Dixit autem Helisaeus [...] nunc autem adducite mihi psalten; cumque caneret psaltes facta est super eum manus Domini.*

⁵⁷ Gregor der Große, Homelie in Hiezechihelam prophetam, Lib. 1, Hom 1,15, ed. Marc ADRIEN (Corpus Christianorum. Series Latina, Bd. 142), Turnhout 1971, S. 12: *Sic quoque cum eum Iosaphat de futuris requireret, et prophetiae ei spiritus deesset, psalten fecit applicari, ut prophetiae spiritus ad hunc per laudem psalmodiae descenderet atque eius animum de venturis replet. Vox enim psalmodiae cum per intentionem cordis agitur per hanc omnipotentis Domino ad cor iter paratur, ut intentae menti [...] prophetiae mysteria [...] infundat.* – Notker-Vita, cap. 16, GOLDAST VON HAIMINSFELD (wie Anm. 53) S. 367: *Helisaeus propheta, sicut liber Regum narrat, requisitus de verbo Domini, cum se sensisset Spiritu prophetiae tunc temporis non habere, fecit sibi psaltem adducere quo psallente statim spiritu propheticum hausit [...] Psallendo itaque seu laudando viam Domini paramus, qua ad nos miris quibusdam mysteriorum suorum revelationibus venire desiderat.*

⁵⁸ GOLDAST VON HAIMINSFELD (wie Anm. 53) S. 367 f. – Zu den für dieses Pasticcio benutzten Quellen vgl. LECHNER (wie Anm. 52) S. 98–102 (mit einigen Verkürzungen und ohne Hinweis auf die Gregor-Stelle).

⁵⁹ Zur Legende der Hinweis bei LECHNER (wie Anm. 52) S. 104. Vgl. bereits Jacques HANDSCHIN, Hermannus-Contractus-Legenden – nur Legenden?, in: Zeitschrift für deutsches

eingeleitet wird, den dichterisch-musikalischen Kompositionsprozess dann aber ohne jede Brechung als Inspirationsvorgang erzählt:

*statim fuit in spiritu, et illud elegans dictamen edidit de possessore suo, nectareum modulamen eructavit, scilicet eodem almo spiritu, ac toti mundo ad salutem propinavit*⁶⁰.

„Und er befand sich sofort im Geist und schuf jene erlesene Dichtung über den, der von ihm Besitz ergriffen hatte, den erhabenen Geist selbst eben, und er stieß eine honiggleiche Melodie hervor und gab sie der ganzen Welt zum Heil zu trinken.“

Besonders bemerkenswert ist das extrem physisch konnotierte Verb *eructare*, eigentlich „rülpsen“. Es referiert offenkundig auf die berühmte, in der theologischen und mystischen Tradition höchst wirkmächtige Stelle Ps. 44,2 *eructavit cor meum verbum bonum*⁶¹ und setzt damit erneut ein Signal für eine nicht-diskursive, sondern im Sinne geradezu „materieller Inspiration“⁶² gedachte Genese eines Gesangs. Dessen Nobilitierung durch den Anspruch, dass von ihm heilbringende Kraft für die ganze Welt ausgehe, wirkt wie ein Echo auf die kurz zuvor, am Ende von Kapitel 16 behauptete Approbation des gesamten Corpus von Notkers Sequenzen durch Papst Nikolaus I.⁶³: *Sancti spiritus assit nobis gratia* wie dem von Notker geschaffenen Sequenzencorpus als Ganzem wird universale Geltung, dem Autor kanonischer Status zugeschrieben.

Gerade für den Vergleich mit Hermann ist die Frage nach der ‚Causa scribendi‘ der anonymen Notker-Vita wichtig: Primäre Veranlassung für die Entstehung der anonymen Vita dürften die unter dem St. Galler Abt Ulrich VI. von Sax als treibender Kraft in Gang kommenden Bemühungen um eine Heiligsprechung Notkers

Altertum und deutsche Literatur 72 (1935) S. 1–8, hier S. 5 f. – Zur Tradition des Mühradmotivs vgl. A. KLEIN, Art. Mührad, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 6, Berlin/Leipzig 1945 [Nachdr. 2005], Sp. 610.

⁶⁰ GOLDAST VON HAIMINSFELD (wie Anm. 53) S. 368.

⁶¹ Hält man sich etwa den Passus bei Augustinus vor Augen, wo die Produktion des hochspekulativen Prologs des Johannesevangeliums mit eben diesem Verb charakterisiert wird – *Ille est apostolus, qui super pectus domini discumbibat et in eo convivio caelestia secreta bibebat. Ex illo potu et ex illa felici ebrietate ructavit: „In principio erat verbum“* (Augustinus, Sermones de Vetere Testamento, 34,2, Zeile 16 f., ed. Cyrille LAMBOT [Corpus Christianorum. Series Latina, Bd. 41], Turnhout 1961, S. 424) – so wird anschaulich, auf welche Ebene Notker durch ein solches Vokabular promoviert wird. Viel mehr an inspiratorischer Nobilitierung als diese Ämulation des *magnus ructator*, wie Augustin den Evangelisten unmittelbar danach in kühner Formulierung bezeichnet, ist kaum denkbar.

⁶² Vgl. Wolfgang SPEYER, Bücherfunde in der Glaubenswerbung der Antike (Hypomnemata, Bd. 24), Göttingen 1970, S. 17 f. mit Anm. 5 (mit Hinweisen auf die berühmte Szene vom Erbrechen einer Bibliothek durch die personifizierte Philologie bei Martianus Capella sowie auf die hier angesprochenen Bibelstellen).

⁶³ GOLDAST VON HAIMINSFELD (wie Anm. 53) S. 368: *qui venerandus apostolicae sedis pontifex [Nicolaus] ea quae vir sanctus, Spiritu Sancto annuente, dictaverat, sancivit atque sanctae ecclesiae Christi per mundi climata in laudem Dei colenda instituit, et non solum ea quae beatus vir Notkerus dictaverat, verum etiam ea quae socii et fratres eius in eodem monasterio S. Galli composuerant.*

gewesen sein, auf die bezeichnenderweise unmittelbar im Anschluss an das Narrativ von der Entstehung der Pfingstsequenz angespielt wird⁶⁴.

Dieser Plan wurde drei Jahrhunderte später von Abt Franz von Gaisberg (1504–1529) wieder aufgenommen, dem es 1513, ein Jahr nach Notkers 600. Todestag, zumindest gelang, dessen Beatifikation zu erreichen. Auf Gaisbergs Geheiß stellte der St. Galler Mönch Joachim Cuontz im Jahr 1510 ein eindrucksvolles, im Sangallensis 546 heute noch greifbares Dossier zusammen, dessen Kern alle Sequenzen bildeten, die damals mit Notker in Verbindung gebracht wurden, und zwar einschließlich der Melodien, für die man auch auswärtiges Material nutzte⁶⁵. Besonders instruktiv für unsere Fragestellung ist das eingeschobene Blatt 18a, auf dessen Rückseite Cuontz vor dem Verweis auf Gaisbergs Auftrag und der Datierung (1510) eine fulminante Würdigung Notkers bietet, die sich ganz deutlich an den hagiographischen Text des 13. Jahrhunderts anschließt:

*Notkerus heroicarum virtutum cultor, huius cenobii quondam cenobita ac sancti loci sanctior incola, spiritu sancto afflatus suo nobili ac acutissimo ingenio laudifluarum sequentiarum primus primorum extitit fundator et compositor*⁶⁶.

Mehreres ist hier bemerkenswert:

1) Wie schon in der Vita gelten die musikalisch-dichterischen Leistungen Notkers als das entscheidende Kriterium für dessen postulierte Heiligkeit. Die von Cuontz zu Beginn angesprochenen *heroicae virtutes* – ein ab etwa 1600 allgemein verbreiteter Terminus technicus ethischer Heiligkeit im kirchlichen Kanonisationsverfahren der Neuzeit⁶⁷, dessen Wurzeln allerdings im Humanismus zu suchen sind⁶⁸ – manifestieren sich also in erster Linie auf kultureller und nicht so sehr auf agonaler Ebene⁶⁹.

⁶⁴ Ebd. (Kap. 18). Zu Ulrich von Sax (Amtszeit 1204–1220) vgl. Johannes DUFT/Anton GÖSSI/Werner VOGLER, Die Abtei St. Gallen. Abriss der Geschichte, Kurzbiographien der Äbte, Das stift-sanktgallische Offizialat, St. Gallen 1986, S. 126–128. Zur historischen Einordnung des Vorgangs vgl. die Hinweise bei LECHNER (wie Anm. 52) S. 105 u. 175 sowie Therese BRUGGESSER-LANKER, Musik und Liturgie im Kloster St. Gallen in Spätmittelalter und Renaissance (Abhandlungen zur Musikgeschichte, Bd. 13), Göttingen 2004, S. 10f.

⁶⁵ Frank LABHARDT, Das Sequentiar Cod. 546 der Stiftsbibliothek St. Gallen und seine Quellen, Bern 1959; Andreas HAUG, Art. Sankt Gallen, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Sachteil, Bd. 8, Kassel ²1998, Sp. 948–969, bes. Sp. 959f. und 967; zur Handschrift Beat Matthias von SCARPATETTI, Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen, Bd. 2: Abt. III/2: Codices 450–546, Liturgica, Libri precum, deutsche Gebetbücher, Spiritualia, Musikhandschriften 9. –16. Jahrhundert, Wiesbaden 2008, S. 422–430.

⁶⁶ Druck dieses panegyrischen Portraits: LABHARDT (wie Anm. 65) S. 27f.

⁶⁷ Rudolf HOFMANN, Die heroische Tugend. Geschichte und Inhalt eines theologischen Begriffs (Münchener Studien zur historischen Theologie, Bd. 12), München 1933, S. 133–169.

⁶⁸ Romeo DE MAIO, L'ideale eroico nei processi di canonizzazione della Controriforma, in: Ricerche di storia sociale e religiosa 2 (1972) S. 139–160, S. 139: „Forse nulla collega la teologia della Controriforma all'umanesimo quanto il concetto di virtú eroica“.

2) Der Ausnahmerang, der für Notker postuliert wird, ist nicht zuletzt darin begründet, dass er als Archeget des Genres (*primus primorum fundator sequentiarum*) gilt.

3) Der inspirierte Charakter seiner Texte wird explizit betont: Er dichtet gewissermaßen unter dem Diktat des göttlichen Geistes, von dessen Hauch er erfüllt ist (*spiritu sancto afflatus*).

4) Damit wird Notker im Grunde geradezu als ein zweiter Gregor stilisiert, der das als kanonisch geltende Repertoire der Messgesänge des großen Papstes seinerseits durch seine neuen Gesänge ergänzt und bereichert. Wohl nicht zufällig ist die Gregor-Vita des Johannes Diaconus neben den ‚Casus sancti Galli‘ der zweite nicht selten wörtlich übernommene Subtext für die anonyme Vita des 13. Jahrhunderts⁷⁰.

5) Diese Überhöhung wird indes sogleich durch eine Vermittlungsperspektive ergänzt: Notker als inspirierter Autor agiert nicht einfach nur als passives Sprachrohr des göttlichen Geistes, sondern über das Medium seines Genies: *suo nobili ac acutissimo ingenio*. Das wiederum erinnert erneut an den Anfang von Bertholds Hermann-Vita mit ihrer Rede von der *vena ingenii* ihres Protagonisten.

*

Damit nun also zu Hermann selbst. Wie lassen sich die mehrfach entdeckten Bezüge zwischen den diskutierten Texten deuten? Gibt es im untersuchten Kulturraum so etwas wie ein gemeinsames Grundmuster für das Konzept einer mit Körperdefizienz verbundenen Autorschaft? Wie aber sind dann die beobachteten Differenzen zu deuten? Die von Wolfgang Lipp vor knapp 30 Jahren im Weiterdenken von

⁶⁹ Das erinnert erneut an Ekkehard, wenn dieser im 6. Kapitel der ‚Casus‘ (Ekkehard IV., St. Galler Kloster geschichten [wie Anm. 48] S. 106–109) die herausragenden Mönche, die sozusagen den „Ältestenrat“ des Klosters bilden, als Dichter und Musiker (sprich „Komponisten“) einführt und sie über ihre – durch die *Incipits* ihrer wichtigsten Gesänge repräsentierten! – dichterischen und kompositorischen Leistungen identifiziert und charakterisiert (im Falle Notkers mit dem Zusatz *qui sequentias [...] dictaverat*), obwohl es im Zusammenhang des Kapitels gerade nicht um literarisch-musikalische Kreativität, sondern um eine Entscheidung auf der Ebene der klösterlichen Lebensführung geht.

⁷⁰ Dazu LECHNER (wie Anm. 52) S. 27f. und S. 161. – Schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts, also wohl noch zu Lebzeiten Ekkehards IV., lassen sich in St. Gallen übrigens auch entsprechende ikonographische Signale beobachten: So suggeriert die in dieser Zeit „als wohlkomponierte Einheit aller Gesangsteile der Messe“ (VON EUW, s. u.) angelegte, gezielt mit einem Tropar und einem Sequentiar verbundene Gradualehandschrift St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 376 eine solche Parallelisierung, indem sie dem Vollbild Gregors des Großen mit der Geisttaube, das den Anfang des eigentlichen Gradualeteils markiert (p. 82), zu Beginn des Sequentiars eine ebenfalls ganzseitige Darstellung Notkers gegenüberstellt (das ursprünglich zwischen p. 311 und p. 312 eingefügte Blatt wird heute im Staatsarchiv Zürich unter der Signatur WI 3.19 XXXV, f. 56 aufbewahrt), vgl. Anton VON EUW, Die St. Galler Buchkunst vom 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, Bd. I: Textband (Monasterium Sancti Galli, Bd. 3), St. Gallen 2008, S. 534–537, Nr. 159.

Max Webers Charisma-Konzept entworfene Dialektik von „Charisma und Stigma“ scheint sich als interessantes, wenngleich kritisch zu handhabendes Denkmodell für eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen anzubieten. Dies gilt insbesondere für Lipps grundlegende These, wonach Charisma im Tiefsten erst erschließbar ist, „wenn es mit seinem Gegenfall, dem Phänomen des Stigma, in Verbindung gebracht und systematisch von ihm her abgeleitet wird“⁷¹, zumal Stigma und Charisma „im Kern als Potenzen [erscheinen], die nicht nur wechselweise aufeinander verweisen, sondern faktisch ineinander verschachtelt sind“⁷². Man kann Hermann und seine beiden Kollegen, wenn auch in je anderer Form, durchaus als historische Illustration dieser These sehen, die umgekehrt auch Ansätze bietet, nach Differenzierungen zu fragen.

Walahfrid wie Notker lassen sich vor allem im Blick auf die untersuchten Subskriptionen durchaus im Sinn jener demonstrativen Bejahung defektiver körperlicher Merkmale lesen, die Lipp als „Selbststigmatisierung“ bezeichnet. In welchem Maß dabei auch das in diesem Zusammenhang von Lipp betonte exhibitionistische Moment zum Tragen kommt, ist nicht leicht zu entscheiden; die Komponente der Provokation scheint mir allerdings bei beiden Autoren erkennbar zu sein. Gerade bei Walahfrid schlagen dabei aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Hofgesellschaftlichen Gelehrten- und Literatenelite in besonderem Maß auch Aspekte gruppenkultureller Inklusion und entsprechender Markierung, nicht zuletzt durch Konnotationen des spielerischen Umgangs mit Sprache, zu Buche. Im Vergleich dazu wirken Notkers Ansätze zu einer Selbstkonstruktion als stigmatisierter Autor ernsthafter und insofern substantieller, als diese Inszenierung anders als bei Walahfrid nicht nur das Physiognomische affiziert, sondern die Sprache selbst und damit ein Feld, das mit der Produktion von Text in viel unmittelbarer Weise zusammenhängt. Genau hier setzt dann im Falle Notkers – bei Walahfrid fehlt Vergleichbares im Übrigen gänzlich – auch die postume Zuschreibungsdynamik an, die in fast schon obsessiv wirkender Konsequenz das Handicap thematisiert und zugleich im Sinne einer religiös überhöhten Autorschaft umdeutet. Bezeichnenderweise manifestiert sich diese Strategie in erster Linie im Zusammenhang mit den Sequenzen, mit einem Textfeld also, das schon bei Notker selbst den Anspruch auf Inklusion in die Tradition und Praxis der christlichen Kultradtition erhebt. Kein Wunder also, wenn gerade in den Erzählungen über die Genese dieses neuen literarisch-musikalischen Genres die Berufung auf göttliches Einwirken in Gestalt der Inspiration zum zentralen Element einer Legitimierungsstrategie wird, die dann sowohl in der Vita des 13. Jahrhunderts als auch später bei Joachim Cuontz im Narrativ von einer angeblichen päpstlichen Approbation ihre kirchenamtliche Spiegelung findet⁷³.

⁷¹ Wolfgang LIPP, *Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten* (Schriften zur Kultursoziologie, Bd. 1), Berlin 1985, S. 78.

⁷² Ebd.

⁷³ *Quas quidem sequencias a beato Notkero suisque sequacibus in eodem monasterio editas Nicolaus papa approbavit has et confirmavit easdem denique ad missas in ecclesia catholica in omni terrarum orbe cantari concessit* (St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 546, p. 18a^r).

Damit wird freilich etwas Entscheidendes ausgeblendet: die im Umgang mit physischer und psychischer Defizienz entwickelte innere Stärke und Widerstandskraft des Betroffenen selbst. Anders formuliert: Die postume Stilisierung Notkers treibt zwar exakt das voran, was Wolfgang Lipp prägnant als „Wandlung von Stigma in Charisma“ bezeichnet hat⁷⁴, deutet diese Transformation aber gerade nicht als Bewältigungsleistung und Selbstwirksamkeit des Menschen, sondern als ein dem Eingreifen eines übergeordneten Akteurs geschuldetes Ergebnis.

Für den Blick auf Hermann ist dies wichtig. Zunächst ist festzustellen, dass in seinem Œuvre Hinweise auf eine Selbststilisierung im Hinblick auf Körperdefizienz völlig fehlen. Auch Hermanns Beiname scheint erst nach seinem Tod belegt zu sein, relativ früh zwar, nämlich bei mehreren Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts, aber eben bezeichnenderweise außerhalb der Reichenau selbst⁷⁵. Das ist ein entscheidender Unterschied zu Walahfrid und Notker. Er mag damit zusammenhängen, dass Hermanns Gebrechen eine Totalität erreicht, deren bitterer Ernst keinen Spielraum mehr zulässt für Ironisierungen, wie sie bei den beiden karolingerzeitlichen Autoren noch möglich waren. Ausgesprochen bemerkenswert ist aber, dass auch in der Anfangsphase des Schreibens über Hermann eine hagiographisierende Überformung zunächst nicht stattfindet. Bei Berthold wird zwar, wie eingangs bereits festgestellt, der Stigma/Charisma-Befund des *contractus* gleich zu Beginn angesprochen und ganz ostentativ als eine Art Signatur des Autors präsentiert, doch geschieht dies bei aller literarischen Stilisierung durch das eingangs diskutierte Wechselspiel von Außen und Innen, Schwach und Stark doch eher zurückhaltend. Es bleibt bei der Konstatierung der mit den Stichworten *stupor* und *admiratio* beschriebenen Dichotomie, die Hermanns Existenz einschneidend markiert: der Spannung also zwischen der enormen Breite und Qualität seiner Tätigkeit als Forscher und Lehrer und dem schockierenden Ausmaß der physischen Beschädigung einschließlich der sprachlichen Behinderung.

Schon die anonyme Vita hatte die nach Notkers Tod in seiner Tradition in St. Gallen produzierten Sequenzen in diese Approbation eingeschlossen (*et non solum ea quae beatus vir Notkerus dictaverat, verum etiam ea quae socii et fratres eius in eodem monasterio S. Galli composuerant*, s. oben Anm. 63). – An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass auch Johannes Trithemius Kenntnis von dieser Mystifizierung hatte, wie ein Blick in seinen zwischen 1492 und 1494 entstandenen Schriftstellerkatalog belegt (Johannes Trithemius, *De scriptoribus ecclesiasticis*, Basel: Johannes Amerbach, nach 28.8.1494, fol. 45: *Nicolaus papa primus [...] sequentiarum usus in ecclesiis gallicanis Notgero abbate [!] sancti Galli procurante primum coepit [...]* und ebd. unter dem Lemma *Notgerus episcopus Leodiensis [!] ex abbate monasterii Sancti Galli* die Bemerkung: *Huius doctissimi viri sequentiarum Nicolaus papa primus approbavit et ad missas decantari praecepit*). Die notorischen „Unschärfen“ des Autors bedürfen hier keiner weiteren Kommentierung; interessanter ist die Frage nach der Quelle, aus der Trithemius schöpft: Die Parallelen zu Cuontz sind evident, die bereits (s. oben Anm. 63) zitierte Formulierung der anonymen Vita spricht aber nicht unbedingt für diesen Text als gemeinsame Vorlage.

⁷⁴ LIPP (wie Anm. 71) S. 279.

⁷⁵ Walter BERSCHIN, Hermann der Lahme. Leben und Werk in Übersicht, in: DERS./HELLMANN (wie Anm. 1) S. 15–32, hier S. 15 Anm. 4.

Der Verzicht auf religiöse Deutungsmuster dieses geradezu paradoxen Befundes ist bemerkenswert. Erst im Anschluss an die detaillierte Beschreibung von Hermanns Behinderung und in nicht sehr organischer Weise folgt ein insgesamt eher topisches Lob seiner Frömmigkeit, Geduld und Glaubensstärke⁷⁶; der Rekurs auf das Register des Mirakulösen spielt hingegen keine Rolle⁷⁷. Dies gilt insbesondere für das Moment übernatürlicher, geistgewirkter Inspiration, das im Kontext der Notker-Rezeption so stark in den Vordergrund rückt. Für eine solche Deutung der ungeheuren, einer extremen Behinderung abgerungenen Lebensleistung Hermanns stand Berthold diesem räumlich wie zeitlich zu nahe. Er situiert sich ja noch in jenem unmittelbaren, „durch persönlich verbürgte und kommunizierte Erfahrung gebildeten Erinnerungsraum“, welcher prinzipiell, um Jan Assmanns bekanntes Modell aufzunehmen, der später einsetzenden, (über-)formenden Gestaltungsdynamik des kulturellen Gedächtnisses vorgelagert ist⁷⁸.

So erscheint es folgerichtig, wenn Berthold die von ihm als Augenzeugen erlebte Resilienz seines Lehrers gegenüber vorschnellen, im Grunde eskapistischen Lösungen verteidigt und seine intellektuelle Exzellenz gegenüber den Zeitgenossen (*prae cunctis sui saeculi viris*)⁷⁹ gerade nicht als Wirkung göttlicher Einwohnung, sondern als Frucht herausragender Intelligenz und als Ergebnis hartnäckigsten Lerneifers beschreibt: Aus eigenem Bemühen, Beobachten und Verstehen – *per semet ipsum suo sensu fere* – habe Hermann die Schwierigkeiten (*perplexitates*) der *artes*, also der freien Künste und das meint hier in erster Linie wohl der quadrivialen Disziplinen, sowie die Feinheiten (*subtilitates*) der Metrik erfasst⁸⁰. Das ist nicht nur ein Hinweis auf die „Eigenständigkeit des Geistigen“ gegenüber dem körperlichen Gebrechen⁸¹, sondern zielt vor allem auch auf die autodidaktische Komponente von Hermanns Wissensaneignung, auf die ausdrückliche Betonung seiner intellektuellen Eigenleistung also. „Trotz mancher Parallelen zur hagiographischen Tradition“, dies ist gerade mit Blick auf solche Aspekte mit Walter Berschin zu Recht hervorzuheben, „ist die *Vita Herimanni* kein Heiligenleben“⁸².

⁷⁶ Berthold von Reichenau, *Chronicon* (wie Anm. 1) S. 165 f.

⁷⁷ Das Adverb *mirabiliter* (s. Anm. 1) verweist sicherlich auf ein staunenswertes Phänomen, aber, wie mir scheint, gerade nicht im Sinne eines göttlichen Eingreifens unter Außerkräftsetzung natürlicher Gesetzmäßigkeiten.

⁷⁸ Jan ASSMANN, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 50 f.

⁷⁹ Berthold von Reichenau, *Chronicon* (wie Anm. 1) S. 163. Bei WITTSTOCK (wie Anm. 13) ist der Ablativ Plural *viris* S. 133 in ihrer als Überschrift für den Hermann-Abschnitt gewählten Paraphrase des Bildes vom inneren und äußeren Menschen (s. Anm. 1) im zweiten Teil der Gegenüberstellung stehen geblieben (*in interiori viris* [!] *mirabiliter dilatatus*) – es bleibt unklar, ob es sich bei diesem etwas irritierenden „Findling“ um einen beim „Zuschneiden“ des Zitats versehentlich stehen gebliebenen Rest handelt, oder ob eventuell gar eine Verwechslung von *vir* und *vis* vorliegt.

⁸⁰ Berthold von Reichenau, *Chronicon* (wie Anm. 1) S. 163 f.

⁸¹ So WITTSTOCK (wie Anm. 13) S. 136 (im Zitat versehentlich *senet* statt *semet ipsum*).

⁸² BERSCHIN, *Eremus* (wie Anm. 15) S. 17. Ähnlich auch WITTSTOCK (wie Anm. 13) S. 136:

Hagiographisierende Überhöhungstendenzen lassen freilich nicht lange auf sich warten. Die geradezu exzessiv erscheinende Dimension dieses Schicksals und seiner Bewältigung durch den Betroffenen, drängt förmlich nach einer solchen Lektüre: Dies zeigt sich, und zwar wie schon bei Notker, auch bei Hermann und zwar spätestens ein gutes Jahrhundert nach seinem Tod, und zwar in Form einer im 12. Jahrhundert einsetzenden Legendentradition, auf die 1935 Jacques Handschin erstmals hingewiesen hat. Auffallend und für die Frage nach der Ausstrahlung von Hermanns Renommee von einigem Interesse ist zunächst die Beobachtung, dass die Überlieferung dieser Narrative außerhalb der Reichenau zu suchen ist. Insbesondere England spielt hier eine wichtige Rolle⁸³. So ist die von Handschin an erster Stelle vorgestellte Legende Teil einer Mirakelsammlung, die in einer vermutlich in der Abtei St. Peter in Bath entstandenen Sammelhandschrift enthalten ist⁸⁴. Dass Hermanns Ausbildung in den *artes liberales* hier nicht mit der Reichenau sondern der Augsburger Domschule in Verbindung gebracht wird – „möglicherweise ein historisches Detail“, wie Berschin zu bedenken gibt⁸⁵ – hat schon Handschin als Auffälligkeit hervorgehoben⁸⁶. Für unsere Fragestellung ist allerdings vor allem von Bedeutung, dass die Legende genau der von Lipp beschriebenen Transformationsdynamik folgt: „Stigmatische in charismatische Merkmale umzuwandeln, setzt voraus, [...] das Realitätsprinzip [...] zu brechen. Die Schwere des Daseins muss verflüchtigt – oder doch suspendiert – werden können“⁸⁷. Dies geschieht hier mittels eines Sprungs auf eine der Empirie übergeordnete, ‚surreale‘ Ebene, nämlich die der Vision: Die körperliche Behinderung Hermanns wird als Folge einer in seiner Kindheit erlittenen Attacke durch einen Bären aus dem väterlichen Tiergehege geschildert, die zu einem bleibenden Verlust der Beweglichkeit seiner Extremitäten geführt habe, worauf die Eltern im verzweifelten Bemühen, Heilung für ihren Sohn zu erlangen, nach Rom gepilgert seien. Dort nun erscheint dem Knaben in einem Traum ein engelgleicher Mann, der ihn vor die Wahl zwischen der vollen Gesundheit des Leibs und dem Besitz der Weisheit stellt. Hermann wählt die Weisheit und diese Entscheidung bewirkt, dass er bald sogar seine Lehrer an Wissen übertrifft, und dies eben kraft der ihm von Gott eingefloßten Weisheit (*sapientia sibi divinitus inspirata*). Damit tritt nun das bei Berthold fehlende und, wie mir scheint, ganz bewusst ausgeklammerte Paradigma der Inspiration und damit die Komponente des Mirakulösen explizit auf den Plan.

„Der göttliche Einfluss im Sinne einer Auserwähltheit oder Strafe [...] wird in der Vita nicht erwähnt“.

⁸³ Außerdem auch das rheinische Kanonikermilieu. Dazu in diesem Band unten, S. 171.

⁸⁴ Cambridge, Corpus Christi College, Ms. 111 (Text der Hermann-Legende p. 46–48). Abdruck des lat. Textes bei HANDSCHIN (wie Anm. 59) S. 2 f.; Übersetzung: BERSCHIN, Eremus (wie Anm. 15) S. 18–20.

⁸⁵ BERSCHIN, Eremus (wie Anm. 15) S. 17.

⁸⁶ HANDSCHIN (wie Anm. 59) S. 3. – Augsburg als Ausbildungsstätte Hermanns nennt im Übrigen auch der ebd., S. 4 f. vorgestellte, in zwei Handschriften des 15. Jahrhunderts überlieferte Einschub in Hugo Spechtharts ‚Flores Musicae‘.

⁸⁷ LIPP (wie Anm. 71) S. 270.

Eine ebenfalls aus England stammende Parallele, die den schicksalhaften Entscheidungsvorgang allerdings auf seinen Kern reduziert, hat Arno Borst bekannt gemacht: Es handelt sich um ein Postskriptum zu Hermanns Astrolab-Corpus in einer im 12. Jahrhundert in Canterbury entstandenen, heute in der Oxforder Bodleian Library aufbewahrten Handschrift:

*Dicitur quod iste vir erat bonus et Deo carus. Quadam die angelus venit ad eum et ei duo proposuit: si vel corporis salutem sine magna sapientia vel maximam scientiam cum corporis inbecillitate mallet. Hanc igitur Hermannus elegit ideoque paralyticus vel podager postmodum iacuit*⁸⁸.

Ob hier tatsächlich „die bisher unerkannte Quelle der Legenden vom Musiker Hermann“ vorliegt, wie Borst formuliert⁸⁹, muss dahingestellt bleiben, aber jedenfalls liegt deren Kernbotschaft hier in prägnanter Zuspitzung vor: Sie basiert wie bei Berthold auf dem Paradigma der Koppelung von körperlicher Defizienz und innerer, geistiger Größe; im Unterschied zum Reichenauer Biographen wird diese Verbindung von physischem Stigma und intellektuellem Charisma nun aber in doppelter Weise aufgeladen: 1) theologisch durch den Rekurs auf den Engel – das dem Protagonisten Zugemutete ist zwar nicht von Gott verfügt, kann aber doch zumindest als Teil eines göttlichen Plans gesehen werden – und 2) anthropologisch durch das Motiv der Entscheidung des Menschen, der dieses Geschick in einem religiös bestimmten Willensakt auf sich nimmt, so dass der gebrechliche *homo exterior* – durchaus ähnlich wie im postumen Umgang mit Notker – zum Medium einer von Gott selbst verliehenen Geisteskraft avancieren kann.

Bereits in der Cambridger Handschrift dient das knapp zusammengefasste Mirakel allerdings weniger der Verherrlichung des Autors als vielmehr der Autorisierung des Werks, das von dieser Geschichte eskortiert wird: „Wenn das keine Beglaubigung für Hermanns Astrolabkunde war!“, unterstreicht Borst, um gleich danach zutreffend, wenn auch nicht ganz ohne Bitterkeit zu betonen, dass diese Wundererzählung in der Folge zumeist „nur noch den Musiktheoretiker und Komponisten Hermann empfahl, nicht mehr den Sternkundigen und Instrumentenbauer“⁹⁰.

⁸⁸ „Es heißt, dass jener Mann [Hermann] gut und Gott lieb war. Eines Tages kam ein Engel zu ihm und stellte ihm zweierlei zur Wahl: Ob er entweder leibliche Gesundheit ohne große Weisheit oder aber größtes Wissen verbunden mit körperlicher Schwäche vorziehe. Hermann wählte dieses und lag daher seither als Gelähmter oder Gichtbrüchiger darnieder“ (Übersetzung F. H.). Oxford, Bodleian Library, MS. Digby 174, fol. 210^v (Arno BORST, *Astrolab und Klosterreform an der Jahrtausendwende* [Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1989, 1], Heidelberg 1989, hier S. 91 mit Anm. 166).

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd.

Dass gerade England für derartige hagiographische Aufladungen der Person Hermanns ein so fruchtbarer Nährboden werden konnte, dürfte sich möglicherweise aus der auffallend intensiven Rezeption seiner innovativen Denkanstöße im Bereich der Komputistik in diesem Raum erklären, die Immo Warntjes in seinem Beitrag besonders hervorgehoben hat⁹¹. In der Tat ist auch im Falle Hermanns wie schon bei Notker (s. oben, S. 52–57) eine derartige religiöse Autorisierung allerdings vor allem im Kontext liturgisch funktionalisierter Produktion von besonderer Bedeutung. Hier geht es um ein ausgesprochen normativ besetztes Feld, dessen textlich-musikalisches Repertoire sakrale, ja nahezu sakramentale Dignität beansprucht. Wer als Dichter dieses weitgehend biblisch fundierte Terrain betreten und bereichern will, steht spätestens seit der Fokussierung des karolingischen Reformprogramms auf Kodifizierung und Uniformierung der Liturgie unter erheblichem Rechtfertigungsdruck. Dass sich trotz rigoristischer Tendenzen seit dem 9. Jahrhundert dennoch auch freie dichterische, also bibelfremde Elemente ihren Platz erobern, stellt einen faszinierenden und kulturell höchst folgenreichen Prozess dar⁹², dessen Ergebnisse im Übrigen die christliche Kultpraxis von derjenigen der anderen monotheistischen Religionen nicht unerheblich differenziert⁹³.

Dass im Kontext dieser spannungsvollen Dynamik eine charismatisch aufgelaufene Autorschaft einen erheblichen Zuwachs an Legitimierung verspricht, ist evident, und sie übt, wie gerade das Beispiel Hermanns sehr anschaulich zeigt, auch eine erhebliche Anziehungskraft für die Zuschreibung besonders angesehener, aber „autorlos“ zirkulierender Stücke aus – davon wird an anderer Stelle noch eigens die Rede sein⁹⁴. Aber auch für den *homo exterior*, das allzu enge Gefäß des weiten Geistes, um hier noch einmal an Bertholds eingangs zitierte Formulierung anzuknüpfen, bleiben solche „Umschlagsformen“⁹⁵ nicht ohne Folgen. Zwar führt dies bei Hermann nicht zu der schon fast paradox anmutenden Überhöhung seines versehrten Körpers zum „Märtyrerleib“ wie im frühen 16. Jahrhundert bei Not-

⁹¹ Vgl. in diesem Band, S. 309 u. 317.

⁹² Felix HEINZER, *Figura* zwischen Präsenz und Diskurs. Das Verhältnis des „gregorianischen“ Messgesangs zu seiner dichterischen Erweiterung (Tropus und Sequenz), in: *Figura. Dynamiken der Zeiten und Zeichen im Mittelalter*, hg. von Christian KIENING/Katharina MERTENS FLEURY (Philologie der Kultur, Bd. 8), Würzburg 2013, S. 71–90, bes. S. 72f.

⁹³ Zusammenfassend dazu Felix HEINZER, Buch und Präsenz im Ritus der lateinischen Kirche, in: *Abrahams Erbe. Konkurrenz, Konflikt und Koexistenz der Religionen im europäischen Mittelalter*, hg. von Klaus OSCEMA/Ludger LIEB/Johannes HEIL (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Beihefte, Bd. 2), Berlin/München/Boston 2015, S. 197–208, bes. S. 197–201.

⁹⁴ Vgl. dazu meinen zweiten Beitrag in diesem Band auf S. 149–173.

⁹⁵ Mit dieser Begrifflichkeit komme ich noch einmal zurück zu LIPP (wie Anm. 71) S. 268–270.

ker⁹⁶, immerhin aber konnten Überreste dieses Gehäuses eines hagiographisch stilisierten Genies in der Frühen Neuzeit zeitweilig sogar Reliquien-Status erreichen⁹⁷.

⁹⁶ Als „den Märtyrern gleich an Leib und Geist“ (*martyribus compar corporis ac spiritus*) besingt die 1514 für die erstmalige Feier des Notkerfestes gedichtete Sequenz *Resonant angelici laudes* ihren Helden (Otto MARXER, Zur spätmittelalterlichen Choralgeschichte St. Gallens. Der Cod. 546 der St. Galler Stiftsbibliothek, St. Gallen 1908, S. 21; s. auch LABHARDT [wie Anm. 65] S. 82).

⁹⁷ So sind für das 17. Jahrhundert Übergaben von Reliquien Hermanns nach Weingarten und Ochsenhausen belegt (Gebhard SPAHR, Die Basilika Weingarten. Ein Barockjuwel in Oberschwaben [Bodensee-Bibliothek, Bd. 19], Sigmaringen 1974, S. 150 und Konstantin MAIER, Pietas Ochsenhusana. Form und Gestalt ochsenhausischer Frömmigkeit im 17. und 18. Jahrhundert, in: Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt, hg. von Max HEROLD, Weißenhorn 1994, S. 317–361, hier S. 324); eine Schädelreliquie wird heute nach längerer Odyssee noch immer am Bestattungsort Alts-
hausen verwahrt.